

Das Waldenbucher Museum für Alltagskultur erklärt die Plastiktüte für museumsreif – eine großartige Idee, denn höchste Zeit dafür ist es allemal! Die Zahl der politischen Plädoyers, Plastikverpackungen schlichtweg zu verbieten, wächst. Über den Sinn von Verboten lässt sich trefflich streiten, über den Unsinn der Polyethylenverpackungen wohl kaum. Sie vermüllen Land und Meer, zersetzen sich nur langsam in hartnäckige Partikel, gelangen statt in Recyclingkreisläufe über die Nahrung ins Körperinnere von Walen und Fischen und dringen bis in die entlegensten Winkel der Welt. Also – ab ins Museum damit! Immerhin: Das Waldenbucher Museum hortet 50.000 Exemplare der Wunder-Tüten in seinen Depots. Bis nächsten Sommer sind viele in einer Sonderausstellung zu bestaunen. Schließlich handelt es sich nicht nur um schnöde Wegwerfartikel, sondern um Kulturgut und Verpackungs-Kunst – in jedem Fall um beredete historische Quellen zur schillernden Geschichte der Konsumgesellschaft. Nachdem schon in der frühen Umweltbewegung der 1970er-Jahre wider die grassierende Wegwerfmentalität der Slogan «Jute statt Plastik» die Runde gemacht hatte, zogen immer wieder passionierte Sammler mit ihren Schätzen in die Öffentlichkeit.

Geschichtsbewussten Konsumenten und Konsumentinnen sei im Übrigen die Lektüre des Grundlagenwerks von Heinz Schmidt-Bachem ans Herz gelegt: «Tüten, Beutel, Tragetaschen. Zur Geschichte der Papier, Pappe und Folien verarbeitenden Industrie in Deutschland», erschienen anno 2001, zu Zeiten also, da die Plastiktüte noch ein vergleichsweise unschuldiges Dasein führen durfte, bevor sie zum ungeliebten Sorgenkind eines umweltbewussteren Zeitalters werden sollte. Der Chronist der Verpackungsgeschichte besaß übrigens selbst die mit 150.000 Exemplaren wohl weltweit größte Sammlung von Papier- und Plastiktüten. Sie bildeten den Fundus für sein «Portable Art Museum», mit dem er die Tüte zum Kulturgut deklarierte und auf das Interesse der zeitgenössischen Kunst an den Taschen hinwies. Bei Schmidt-Bachem ist nachzulesen, dass seit Ende des Zweiten Weltkriegs an vollsynthetischem Verpackungsmaterial getüftelt wurde und die ersten Plastikbeutel anno 1953 auf den Markt kamen, um spätestens mit dem Übergang zu Selbstbedienungsläden in den 1970er-Jahren der guten alten Papiertüte den Rang abzulaufen.

Wissenschaftlich nobilitiert wurde der Alltagsumgang mit der Plastiktasche 2002 auch mit der Studie «Von Tüten, Tragetaschen und ihren Nutzern. Eine qualitative, tiefenpsychologische Analyse zum Wesen von Tüten und Tragetaschen und eine Typologie ihrer Verwender».

Wie zu vermuten – im Auftrag des Industrieverbands Papier- und Folienverpackung e.V. Zentrale Einsicht damals: «Die vorgestellte Studie zeigt eindeutig, dass Tüten und Tragetaschen faszinierende Objekte unserer Gegenwartskultur sind (...). Besonders ihre Rolle als Charakterspiegel mit hoher emotionaler Aufladung und ihre ausgeprägte Wandelbarkeit als Ausdrucksform machen sie zu einem hochleistungsfähigen Service- und Kommunikationsmittel. Tüten sind somit keineswegs langweilige Objekte, sondern sie stehen eigenständig in der Mitte modernen Lebens.»

Wer hätte das gedacht... Unterdessen pflegten Schwaben und Schwäbinnen dereinst durchaus einen etwas anderen Umgang mit der Plastiktüte. Wegwerfartikel? Von wegen! Hierzulande war sie immer eine etwas langlebigerer Einkaufsbegleiterin, die immer noch einmal aufgehoben werden konnte. Ich erinnere mich noch gerne an die Schubladen voll fein gefalteter Plastiktüten bei Hausfrauen vom alten Schlag. So beförderte in jedem Fall schwäbische Sparsamkeit immer auch einen ressourcenbewussten Umgang mit Materialien. Da gibt es nichts, was nicht noch einen Wert hat. Hierzulande kommt die Bezeichnung «Plastikbeutel» schwer über die Lippen. Leichter schon das schwäbische «Gugg», mitunter auch liebevoll verkleinert zum «Giggle». «Gugg» natürlich nicht zu verwechseln mit «gugg» = schauen: «Gugg amol, a Gugg ...» Die einschlägigen Wörterbücher für das Schwäbische geben übrigens keine verbindliche Auskunft, woher das mitunter auch als wenig charmantes Schimpfwort («Soichgugg») genutzte Wortgeschöpf denn tatsächlich stammt. Mögliche Wurzeln liegen im französischen «Coque» (= Schale, Hülle) und dem lateinischen «cucullus» (= Kapuze).

Aber zurück zur Sache: Das Museum für Alltagskultur schlägt mit seiner Ausstellung also eine genauso geistreiche wie geschichtsbewusste Entsorgung des Konsumhelfers vor – ab ins Museum! Die Würdigung kommt zur rechten Zeit. Einerseits: Plastik ist von gestern. Andererseits: Als Alltagsgegenstände handelt es sich um höchst auskunftsfreudige Zeugnisse der Wohlstandsgesellschaften, Träger von Werbeslogans und nicht selten farbenfrohe Medien künstlerischer Artikulation. Dass ihre alltägliche Nutzung fortan der Vergangenheit angehören sollte, führt das Museum überzeugend vor Augen. Begleitet wird die Tütenschau von Aktionen, die so knallbunt daherkommen wie manche der ausgestellten Plastiktüten – etwa zum «Upcyclen», also dem Aufwerten und Aufhübschen von Abfallprodukten und scheinbar nutzlosen Stoffen. Also: Nicht wegwerfen!